

******* U.S. Copyright Notice *******

No further reproduction or distribution of this copy is permitted by electronic transmission or any other means.

The user should review the copyright notice pertaining to the following scanned image(s) contained in the original work from which this electronic copy was made.

The copyright law of the United States [Title 17, United States Code] governs the making of photocopies or other reproductions of copyrighted materials.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the reproduction is not to be used for any purpose other than private study, scholarship, or research. If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

For further information, see section 108, Title 17, U. S. Code (which defines "fair use") at <http://www.copyright.gov/title17/92chap1.html#108>, or the guidelines governing reproduction by libraries and archives at <http://www.cni.org/docs/infopols/CONTU.html>.

This institution reserves the right to refuse to accept a copying order if, in its judgment, fulfillment of the order would involve violation or copyright law.

3

Borrower: EEM

Lending String: EYM,*CGU,GZQ,IAC,SOI

Call #: B829.5.A1P434

Patron: Lotz, Christian
Reference #:

Location:

Journal Title: Phaζnomenologische
Forschungen. Phenomenological studies.
Recherches phe-| nome-| nologiques.

OCLC
Lanter
Charge
Maxcost: \$35IFM
Billing Notes:

Volume: Issue:
Month/Year: 2009**Pages:** 229-236

Shipping Address:
Michigan State University
Document Delivery Service - Borrowing
100 Library
East Lansing MI 48824-1048

Article Author:

Article Title: Henning Peucker; Christian Lotz'
From Affectivity to Subjectivity

Fax: 517-432-1446
Ariel: 35.8.221.150
Email: ill@mail.lib.msu.edu

Imprint: Freiburg, K. Alber, 1975-

Notes: Borrowing Notes; Please CONDITIONAL
with problem citation; advise if over MAXCOST;
BILL if not using IFM; DO NOT REFER or
RETRY.

ILL Number: 66965644



ODYSSEY REQUEST

SCAN for PLATES (Pattern 2)

**EMAIL / ARIEL
MAIL**

SENT _____

Notice: This material may be protected by
copyright law (Title 17 US Code)

**Please report all Ariel transmission
problems within 48 hours of receipt**

University of Chicago Interlibrary Loan
OCLC:CGU / RL:G:ILLG / DOCLINE:ILLJCL



ILLiad TN: 1138895

Doch Kerckhoven will das Offenbarungsgeschehen, den Appell, der von der Inkarnation des Logos in Christus hervorgeht, nicht als Telos deontologischer Ausrichtung existenzieller Erkenntnis verkürzen; insofern verwundert es wenig, dass Michel Henrys Abkehr von der Phänomenalität leiblicher Inkarnation, seine „Philosophie des Christentums“ in Weiterführung einer phänomenologischen Kritik der Subjektivität von ihm nicht herangezogen wird. Epiphanie in Kerckhovens Sinne verweist auf eine Erfahrung, deren einzige Forderung der Verhaltenheit, des Ausharrens in ihr, geradezu eine ethische Sinngebung, aber auch einen ethischen Anspruch und eine ethische Verpflichtung verweigert: Verhaltenheit „ist keine Ethik“ (52), sondern allein ein Versprechen, dass in solcher Epiphanie, vor jeder zu stipulierenden Sinngebung, das *vinculum fidei et amoris* sich knüpft, sich uns das Wunder des Vertrauens in einen neuen Anfang zeigt und wir in diesen Anfang mit eingeschlossen sind. An diese frohe Botschaft erinnert Kerckhoven mit dem Verweis auf die verloren gegangenen Züge der Christologie in der phänomenologischen Lehre von dem Ungrund der Phänomenalität. Dafür wieder „ein Organ [unseres] Erlebens und Ausdrucks, eine Potenz [unserer] Einbildungskraft und Begriffsbildung“ (11) zu gewinnen, ist kein geringer Anspruch, aber vielleicht einer, der der Hyperbolie einer Ethik als erster Philosophie im Angesicht des Anderen wieder eine gewisse Gelassenheit zurückgeben könnte; auch vielleicht Vertrauen darauf, dass eine Kritik der Phänomenologie aus ihrer eigenen Geschichte heraus geführt werden kann: Was daraus entsteht, wird weiter zu verfolgen sein.

Annette Hilt

Christian Lotz: *From Affectivity to Subjectivity. Husserl's phenomenology revisited*. New York: Palgrave 2007. (169 Seiten).

Christian Lotz ist einer von jenen deutschen Akademikern, die es vor einigen Jahren in die USA führte, wo er derzeit Professor für Philosophie an der Michigan State University ist. Sein neues Buch zur Husserlschen Phänomenologie basiert in Teilen auf deutschsprachigen Aufsatzpublikationen des Autors, die hier in einer weiterentwickelten und englischsprachigen Form wiedergegeben werden. Um welche Aufsätze es sich dabei handelt, erfahren die Leser des Buches allerdings nicht. Das Buch soll keine weitere Einleitungsschrift zur Phänomenologie sein, sondern es will eine neue, revidierte („revisited“) Sicht auf Husserls Werk etablieren. Revidiert werden soll ein Verständnis, gemäß dem die Husserlsche Phänomenologie ein zuletzt in der cartesischen Tradition stehendes Bemü-

hen um eine Neubegründung von Erkenntnis und Wissenschaften ist. Stattdessen betont Lotz, dass Husserls Phänomenologie viel besser verstanden wird, wenn man sie als hervorgehend aus unseren konkreten, alltäglichen Erfahrungen und Handlungen sowie unserer anthropologischen Situationen in der Welt begreift. Dementsprechend stützt sich das Buch mehr auf Husserls reiche phänomenologische Detailanalysen aus der Zeit nach den *Ideen I* als auf seine kanonischen und programmatischen Schriften. Außerdem präsentiert der Autor sein Buch als eine Fortführung jener Lesart von Husserl, die von Donn Welton eingeführt wurde.¹

Die beabsichtigte Revision des Verständnisses von Husserls Phänomenologie setzt bei zentralen Themen an, denen jeweils eines der drei Kapitel des Buches gewidmet ist: der phänomenologischen Methode, der Untersuchung der Affektion und schließlich der Subjektivität, die am Ende des Buches als eine sich selbst auch idealiter nie ganz transparent gegebene anthropologische Einheit verstanden wird. Diese drei Themen bzw. Kapitel seien im Folgenden etwas genauer betrachtet.

Im ersten Kapitel will der Autor zunächst zeigen, dass die phänomenologische Methode ihren Ursprung in alltäglich vertrauten Erfahrungen hat. Hierfür argumentiert Lotz, indem er erstens behauptet, dass von den beiden phänomenologischen Grundmethoden, der transzendentalen Reduktion und der eidetischen Intuition, die letztere eine systematisch vorrangige Bedeutung habe. Zweitens sei dann die eidetische Intuition – insbesondere wegen der in ihr enthaltenen eidetischen Variation – nicht viel mehr als das, was uns alltäglich aus der Tätigkeit des Spielens schon vor aller Phänomenologie vertraut sei. Diese neue, und vom Autor auch selbst als ungewöhnlich („unique“. 5) bezeichnete Sicht ist dort erhellend, wo der Prozess der phänomenologischen Variation mit der Aktivität des Spielens analogisiert wird. In beiden Fällen geht es um eine Loslösung vom faktisch Vorgegebenen und um ein prinzipiell unabschließbares Austesten von neuen Varianten bzw. Spielzügen, das nicht von externen Regeln, sondern von dem geleitet ist, womit man es im Variieren bzw. Spielen jeweils zu tun hat. Lotz hebt im Rekurs auf Gadammers *Wahrheit und Methode* wesentliche Charakteristika des Spiels heraus und vergleicht diese dann mit dem phänomenologischen Variieren, bzw. dem kreativen Phantasiebewusstsein, das die Variation vollzieht (20). So will er zeigen, wie das phänomenologische Denken nicht außerhalb von unseren alltäglichen Welterfahrungen situiert werden muss, sondern als eine besondere Modifikation unseres natürlichen Spielbewusstseins zu verstehen ist. Wie Lotz selbst erläutert, vollzieht sich Husserls Verfahren der Wesenserkenntnis allerdings in mehreren Teilschritten, von denen die Variation

¹ Donn Welton: *The Other Husserl*. Bloomington 2000.

die letztlich entscheidende Gewinnung von invarianten oder apriorischen Gehalten nur vorbereitet. Obwohl dieser methodisch letzte Schritt der Wesenserkenntnis immer an die Ergebnisse der Phantasievariation gebunden sein muss, kann man kritisch fragen, ob er tatsächlich einsichtiger wird, wenn man das Verfahren der eidetischen Intuition mit dem Spielbewusstsein vergleicht. Gerade hier – und nicht bei der Variation – besteht doch ein besonderer Erläuterungsbedarf, da es dieser zur Wesenserkenntnis führende Schritt ist, der die Phänomenologie als philosophische Methode vielen Kritikern suspekt erscheinen lässt.

Auch die Methode der transzendentalen Reduktion will Lotz durch eine Rückbindung an alltäglich vertraute Erfahrungen neu interpretieren. Sowohl der Vollzug als auch die Motivation zur transzendentalen Reduktion sei nämlich nur verständlich, wenn man beides in einer Abhängigkeit von der eidetischen Intuition begreife. Denn gemäß Lotz kommt dem Spielbewusstsein in systematischer Hinsicht eine Priorität vor der transzendentalen Reduktion oder Epoché zu (9. 10. 15). Der Grund hierfür liege erstens darin, dass uns der Vollzug der Reduktion alleine noch gar nicht zu allgemeinen und philosophisch interessanten Erkenntnissen, sondern nur zu den Gegebenheiten des eigenen Bewusstseins führe. Nur wenn wir diesen Erlebnisbestand dann mittels der eidetischen Intuition auf seine wesenhaften Gehalte hin durchmustern, können wir die gesuchten philosophischen Erkenntnisse gewinnen. Mit dieser Feststellung folgt Lotz Husserl, der die Phänomenologie als eine „Wesenslehre der transzendental reinen Erlebnisse“² verstanden hat. Problematischer scheint indes Lotz' Auffassung zu sein, dass dem Spielbewusstsein bzw. der Variation zweitens auch deshalb ein Vorrang vor der transzendentalen Epoché zukomme, weil sonst die Motivation zur Reduktion unverständlich, ja diese sogar ein „irrational element“ (12) in der Phänomenologie bleibe, da aus unserer Alltagswirklichkeit kein Zugang zu ihr aufweisbar sei. Lotz glaubt, dass Problem der Motivation der Epoché am besten mit dem Hinweis darauf lösen zu können, dass wir bereits in unseren natürlichen Erfahrungen proto-phänomenologische (vgl. 10) Elemente kennen, die uns zur philosophischen Einstellung hinführen würden; diese lägen eben in der Erfahrung des Spiels, für das u.a. jene Befreiung von der faktischen Realität charakteristisch sei, die auch die Epoché kennzeichnet. So komme dem Spielbewusstsein bzw. der Variation nicht nur nach dem Vollzug der Reduktion eine entscheidende Rolle zu, sondern es sei die schon vor aller Reduktion liegende Erfahrung des Spiels, die uns überhaupt erst den Weg zur Phänomenologie er-

² Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie. Hg. von Karl Schuhmann. Den Haag 1976. Hua 3/1. 156.

öffne.³ Hier fragt sich der Rezensent, ob es den Absichten Husserls nicht viel entsprechender wäre, darauf hinzuweisen, dass sich die Motivation zur Reduktion leicht aus der Radikalisierung unseres alltäglichen Bestrebens nach einer Vermeidung von Erkenntnisirrtümern erklären lässt, also aus der in diesem Buch geschmähten Suche nach sicheren Erkenntnissen.

Statt jeglicher Nähe zu den strengen Wissenschaften betont Lotz noch im ersten Kapitel vielmehr die Verwandtschaft von Phänomenologie und Hermeneutik. Das Motiv, das Husserls Denken ursprünglich antreibe, sei ein gänzlich hermeneutisches, nämlich das Bemühen, die Erfahrung von Unbegreiflichem durch eine tiefgehende Bewusstseinsanalyse zu klären. In kritischer Auseinandersetzung mit Gadamer, Derrida und Ricœur macht Lotz deutlich, dass es ein Missverständnis ist, wenn man die Tradition der Hermeneutik dem Anliegen der Phänomenologie gegenüberstellt. Denn nicht nur habe Husserl selbst seine Bewusstseinsanalysen als eine „Hermeneutik des Bewusstseinslebens“⁴ gekennzeichnet, vielmehr seien seine Auslegungen von der Erfahrung einer „hermeneutical difference“ (25) motiviert. Diese bestehe zwischen einer stets uneinholbaren Totalität des Sinns, die sich bei Husserl etwa in dem unendlichen, horizonthaften Verweisungszusammenhang des monadischen Bewusstseins finde, und dem, was davon durch phänomenologische Auslegungen zu klarer Einsicht gebracht werden könne. Diese Sinndifferenz zwischen vorgegebenem Unerfassten oder Unverstandenen einerseits und klar Bewusstem andererseits versuche Husserl durch seine Analysen zu schließen. Gemäß Lotz führe ihn dieses Motiv auch von der anfänglich statischen zur genetischen Phänomenologie, denn diese sei viel besser geeignet, um die genetischen und historischen Zusammenhänge des monadischen Bewusstseinslebens zu erfassen. Das gesamte phänomenologische Bestreben nach Sinnklärung sei gewissermaßen ein Anrennen gegen diese Sinndifferenz (vgl. 39), die aufgrund der stets zu spät kommenden Analyse aber nie geschlossen werden könne. Lotz meint, dass die Phänomenologie diese Differenz „voraussetze“ (vgl. 32-38) und von ihr geleitet „guided“ oder bestimmt „determined“ (25. 27) sei. In welchem Sinne hier allerdings von einer Voraussetzung oder Leitung der Phänomenologie durch ein „Ereignis des Unverständlichen“⁵ gesprochen wird, bleibt offen. Hier scheinen weitere Klärungen ange-

³ Ähnliche Überlegungen finden sich in einem Aufsatz von Christian Lotz: Phantasie, Eideuk, Spiel. Überlegungen zur faktischen Herkunft des philosophischen Bewusstseins. In: David Carr, Christian Lotz (Hg.): Subjektivität – Verantwortung – Wahrheit. Neue Aspekte der Phänomenologie Edmund Husserls. Frankfurt/M. 2002. 109-122.

⁴ Edmund Husserl: Vorträge und Aufsätze 1922-1937. Hg. von Hans Rainer Sepp, Thomas Nenon. Dordrecht 1989. Hua 27. 177.

⁵ Vgl hierzu auch Christian Lotz: Das Ereignis des Unverständlichen. Husserls Hermeneutik und die genetische Phänomenologie. In: Marc Rölli (Hg.): Von Bergson bis Deleuze. Zum Erfahrungsbegriff der französischen Gegenwartsphilosophie. München 2004. 63-79.

bracht, denn den Leitfaden für seine phänomenologischen Untersuchungen findet Husserl doch zumeist in den Gegenständen der Wahrnehmung, bei denen die Analyse ihrer sinnkonstituierenden Momente dann überhaupt erst in die Dimension der unendlichen Horizonte und des Zeitbewusstseins führt. Anders als Lotz könnte man also ebenso behaupten, dass der Sinn bei Husserl nicht einer irgendwie vorauszusetzenden „hermeneutischen Differenz“ entspringt, sondern diese umgekehrt als Abstraktum überhaupt erst zugänglich wird, weil „vor“ ihr immer schon Sinn für uns da ist.

Der genauen Analyse des Ursprungs jeglicher Sinnkonstitution widmet sich das lange zweite Kapitel, das das Kernstück des Buches ist. Unter dem Titel „Affektion“ werden darin verschiedene Aspekte des im Buchtitel angezeigten Verhältnisses von Affektivität und Subjektivität abgehandelt. Dem Autor gelingt es dabei, einige der Hauptthesen seines Buches zu betonen und diese in unterschiedlichen Zusammenhängen zu entfalten. So zeigt er, dass Affektionen wesentlich an Leiblichkeit gebunden sind, dass sie kein rein theoretisches oder neutrales Geschehen sind, sondern vielmehr immer auch Wertmomente beinhalten, dass Selbst- und Fremddapperzeption stets zusammengehören und dass auch die Analyse der Konstitution der Intersubjektivität auf einer spezifischen Form der Affektion beruht, die Husserl als „Paarung“ bezeichnet. Diese Thesen werden im Buch nicht aus einem inneren systematischen Zusammenhang heraus entfaltet, sondern sie finden sich in den vier Unterkapiteln des zweiten Kapitels an verschiedenen Stellen.

Die Betonung der Verbindung von Affektivität und Leiblichkeit ist für das Gesamtanliegen des Buches – die Interpretation der Husserlschen Phänomenologie im Ausgang vom konkreten, in der Welt situierten Subjekt – elementar. Daher unterstreicht Lotz wiederholt, dass Affektionen immer in Verbindung mit unseren leiblich-praktischen Aktivitäten stehen, die noch vor aller expliziten Aktivität des Cogito erfolgen. Der praktisch in der Welt fungierende Leib mit seinen verschiedenen Sinnen sei der konkrete Ort, an dem sich Affektionen ereignen können (vgl. 45 ff. 97 ff.). Hier sei es außerdem verkehrt, wenn man die Affektion nur als ein für Fragestellungen der Theoretischen Philosophie und Erkenntnistheorie relevantes Phänomen betrachten würde. Stattdessen zeigt Lotz, dass jede Affektion immer auch mit einem Wertmoment verbunden ist, weshalb sie also stets mehr als bloß neutrale Sinnesdaten gibt. Denn nur aufgrund dieses qualitativen Charakters der Affektion kann überhaupt verständlich werden, wie es dazu kommt, dass sich das höher geordnete Ich einigen wenigen der auf es eindringenden Affektionen in seinen Auffassungen zuwendet, und damit viele andere Affektionen gleichzeitig unbeachtet lässt. Diese Zuwendung des Ich auf das in der Sphäre der Affektion Gegebene ist nur zu verstehen, wenn man die qualitativen Unterschiede in Betracht zieht, die bereits in dieser Sphäre bestehen,

und dazu führen, dass sich einige Affektionen gegenüber anderen besonders auszeichnen. Die Zuwendung des Ich auf das Affizierende ist also keine kausale Reaktion, sondern motiviert durch die spezifischen Wertcharaktere des Affizierenden. Lotz zeigt außerdem, wie der Mikrokosmos der Affektion, bzw. der Wertgehalt des Affizierenden immer auch von subjektiven Strebungen mitbestimmt wird, die das gesamte Leben durchziehen und bereits in der vorprädikativen und passiven Sphäre das prägen, was für das Subjekt überhaupt schätzenswert oder wertvoll sein kann. Die Affektion erweist sich so als ein hochkomplexes Geschehen, das sowohl mit Wertmomenten verbunden ist als auch im Zusammenhang mit seiner leiblich-praktischen Einbettung zu sehen ist (vgl. 50-59).⁶

Lotz kommt das Verdienst zu, diese Zusammenhänge herausgearbeitet zu haben und damit einer verkürzten, weil einseitig theoretischen Deutung des Affektionsgeschehens vorzubeugen. Allerdings geht seine Analyse zu weit, wenn er dabei immer wieder davon spricht, dass die Affektion bereits ein „proto-ethisches Phänomen“ sei (vgl. z.B. 6. 41 f. 48 ff. 89. 132. 134). Denn obwohl mit den Affektionen immer ein im Gefühl erlebbares Wertmoment gegeben ist, berechtigt dies noch nicht dazu, diese qualitativen Momente schon als irgendwie ethisch relevante zu kennzeichnen. Dagegen spricht erstens, dass sich der Bereich der Ethik auf jenes Verhalten und Handeln der Subjekte bezieht, das sich gegebenenfalls auch rechtfertigen oder verantworten lässt, was für die bloßen Vorkommnisse der Affektion noch nicht gilt. Zweitens ist auf der Ebene der Affektion überhaupt noch nicht klar, wie hier ästhetische von ethischen Wertmomenten unterscheidbar sein sollen. Husserl hat auf die Bedeutung einer klaren Abgrenzung von Ästhetik und Ethik in seinen Ethikvorlesungen der zwanziger Jahre hingewiesen und sich dabei u.a. gegen jeden Ästhetizismus gewandt, den er v.a. in Theorien des britischen Empirismus angelegt sah.⁷ Diese wichtige Unterscheidung verliert man aus dem Blick, wenn man bereits elementare Wertgegebenheiten als „proto-ethisch“ bezeichnet.

In das lange zweite Kapitel über die Affektion baut Lotz an passenden Stellen auch unterschiedlich ausführliche Hinweise auf Theoriesstücke von Gehlen, Levinas und Fichte ein: Gehlen (vgl. 68 f.) beschreibe die Einbettung der Affektion in leibliche Strebungen ähnlich wie Husserl; Levinas (vgl. 73 ff.) führe u.a. Husserls Analysen zu Empfindung und Selbstgefühl weiter und Fichte (77 ff.) sehe ähnlich wie Husserl, dass zur Subjektivität immer eine irreduzible und unver-

⁶ Siehe hierzu auch den deutschsprachigen Aufsatz von Christian Lotz, der ganz ähnliche Analysen beinhaltet: Husserls Genuss. Über den Zusammenhang von Leib, Affekt, Fühlen und Werthaftigkeit. In: Husserl Studies 18 (2002). 19-39.

⁷ Vgl. Edmund Husserl: Einleitung in die Ethik. Vorlesungen Sommersemester 1920 und 1924. Hg. von Henning Peucker. Dordrecht 2004. Hua 37. 157 ff. 166 f. 187 ff. 236 f.

fügbare Andersheit gehört, die auf der elementarsten Ebene zunächst nur im Gefühl gespürt werde. Trotz ganz unterschiedlicher philosophischer Methoden seien außerdem die Untersuchungsergebnisse von Husserl und dem frühen Fichte über die Zusammengehörigkeit von Selbst- und Fremdaffektion sehr gut vergleichbar. Das Fichtesche Ich ist wie das konkrete Subjekt der Phänomenologie immer auf anderes seiner selbst bezogen, und dieses Andere wird vor jeder thematisierenden Objektivierung zunächst nur im Gefühl erlebt, sodass das Gefühl ein immanentes Strukturmoment von Subjektivität ist (vgl. 85). Lotz weiß, dass jeder Vergleich von idealistischen und phänomenologischen Subjektivitätstheorien mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, aber die wenigen Seiten, auf denen er sich mit Fichte befasst, machen bereits deutlich, wie lohnend ein solcher Vergleich für ein tieferes Verständnis des Ursprungs lebendiger Subjektivität sein kann.

Im dritten und letzten Kapitel des Buches geht es um die Selbstkonstitution eben dieser Subjektivität, bei der Akte der Erinnerung eine entscheidende Rolle spielen. Lotz untersucht den Zusammenhang zwischen der Selbstkonstitution und der Erinnerung in drei Schritten: Zuerst stellt er Husserls Theorie der Erinnerung dar, wobei er Akte der Erinnerung von anderen Formen der Vergegenwärtigung (Phantasie und Neutralitätsmodifikation) abgrenzt. Erinnerungen sind als Vergegenwärtigungen setzende Akte, in denen wir uns im Jetztbewusstsein auf ein vergangenes Wirkliches beziehen, das immer eine zeitliche Transzendenz zur gerade erlebten Gegenwart behält. Die Gegebenheit des Erinnerten, so betont Lotz, ist anschaulicher Art und keine Repräsentation, die durch mentale Bilder oder irgendwelche vermittelnden Zeichen erfolgt (vgl. 112).

Zweitens macht er deutlich, dass uns nur aufgrund unserer Erinnerungen eine Lebensgeschichte zugänglich wird und die Selbstkonstitution des konkreten, personalen Ich somit an Akte der Erinnerung gebunden ist. Da wir aber nicht nur deshalb eine Vergangenheit haben, weil wir uns daran auch erinnern können, stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis das je aktual erinnernde Ich zu dem erinnerten Ich steht. Hierauf kann Husserl, gemäß Lotz, zwei unterschiedliche Antworten geben. Erinnerndes und erinnertes Ich können einerseits eine Einheit bilden, die aber komplex ist, da wir uns im Vollzug des Erinnerns unmittelbar selbst evident gegenwärtig und zugleich unserer eigenen vergegenwärtigten Vergangenheit bewusst sind. Andererseits konzipiert Husserl das Selbstverhältnis der Erinnerung analog zum Bewusstsein vom anderen Ich, wenn er eine unaufhebbare Fremdheit zwischen dem erinnernden Ich und seiner Vergangenheit bemerkt. Demgemäß bleibt zwischen dem Ich in der Erinnerung und seiner Vergangenheit eine unüberwindbare Differenz.

Es ist drittens diese Differenz im Selbstverhältnis, die Lotz schließlich betont, wenn er auf die grundsätzliche Fehlbarkeit von Erinnerungen hinweist. Erinne-

rungen transzendieren die erlebte Gegenwart und richten sich auf eine Vergangenheit, die wir intuitiv nie völlig vergegenwärtigen können. Zwar hält Husserl am Ideal einer zumindest prinzipiell vollkommen transparent gebbaren Lebensgeschichte als Korrelat aller möglichen erfüllten Akte der Erinnerung fest, aber dieses Telos der Erinnerung ist in Wirklichkeit unerreichbar, sodass es am Ende bei einer unaufhebbaren Differenz zwischen unserer Vergangenheit und unseren Erinnerungen bleibt. Diese in sich bereits komplexen Strukturen des Selbstverhältnisses verkomplizieren sich weiter, wenn man berücksichtigt, dass es im monadischen Ich Rückwirkungen von gegenwärtigen Erlebnissen auf die eigene Vergangenheit gibt, sodass diese gar keine in sich abgeschlossene oder fertig abgelegte Geschichte ist.

Aus dieser Analyse der Selbstkonstitution zieht Lotz auf den letzten Seiten seines Buches das Fazit, dass sich Subjekte als in der Zeit lebende Wesen nie selbst gänzlich transparent sein können. Die Intransparenz sei fundamental und sie verhindere auch die von Husserl behauptete apodiktische Selbstgegebenheit des Ich. Lotz führt diese Kritik nicht weiter aus, sondern verweist auf die Arbeiten von Derrida, die hier in die richtige Richtung weisen würden (vgl. 133). Da Lotz jedoch nicht mehr näher auf die gewichtigen Argumente eingeht, die gegen diese Konsequenz sprechen, können diese kurzen Schlussbemerkungen nicht mehr ganz überzeugen. Überzeugen kann das Buch allerdings überall dort, wo sich der Autor auf der Basis hervorragender Textkenntnis auf Einzelanalysen der Husserlschen Phänomenologie einlässt. Das gilt insbesondere für das ausführliche Kapitel über die Affektion, mit dem es Lotz gelungen ist, einen Maßstab für alle weiteren Arbeiten zu diesem Thema zu setzen. Dies sollte ausreichen, um dem Buch einen festen Platz in der künftigen Husserlforschung zu sichern.

Henning Peucker

Claus Stieve: *Von den Dingen lernen. Die Gegenstände unserer Kindheit*. München: Fink 2008. (Phänomenologische Untersuchungen 27). (356 Seiten).

Wer dieser Tage einen Text zum „Lernen“ zur Hand nimmt, erwartet gemeinhin Querschnitt-Abbildungen von menschlichen Gehirnen und den Hinweis, dass man die solcherart dokumentierten Erkenntnisse durch bildgebende Verfahren während der Hirnaktivitäten angesichts von Reizen gewonnen habe. Da überrascht es nicht wenig, eine phänomenologisch konzipierte Studie anzutreffen, die sich dem nämlichen Thema nunmehr von den „Sachen selbst“ zu nähern sucht. Eine solche Untersuchung kann nur entsetzlich unzeitgemäß – oder aber ebenso aufrüttelnd anders wie bereichernd innovativ sein. Bei der von Claus